# Bärner Platte

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **103 (1977)**

Heft 20

PDF erstellt am: **01.05.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Bärner Platte

*Ueli der Schreiber*

## Stadtrundfahrt 2551

«Dies», flüstert die Mikrobandstimme in die Ohrempfänger der andächtig lauschenden Passagiere im Elektrogleiter, «ist das Münster. Erbaut 1421 bis etwa 1575, Turmspitze von 1893.» Und kurz darauf: «Rathaus, 1406 bis 1416, ebenfalls spätgotisch.» «Schön!» sagen die Fremden und gleiten, vom Computer des Verkehrsvereins geführt, weiter.

Ich frage mich hin und wieder, was man den Touristen des dritten Jahrtausends einmal für Berner Bauwerke zeigen wird, wenn man ihnen die charakteristische Bauweise des zwanzigsten Jahrhunderts vorführen will. Gibt es Bauwerke unserer Zeit, die man dereinst mit gleicher Ehrfurcht und Bewunderung betrachten wird wie heute Münster und Rathaus, Stiftsgebäude und Erlacherhof, Burgerspital und Heiliggeistkirche? Diese Frage ist schwer zu beantworten, denn niemand kann mit Sicherheit wissen, wie die Zukunft unsere Gegenwart beurteilen wird, und ich bin vielleicht im Vorurteil befangen, alles Alte sei schon nur wegen seines Alters ehrwürdig und allem Neuen überlegen. Sicher hat es unter unseren Vorfahren Leute gegeben, die der schönen alten Gotik nachtrauerten, als diese durch den neumodischen Barockstil verdrängt wurde, und sie hätten Leserbriefe unter dem drohenden Titel «Quo vadis Bern?» verfasst, wenn es damals schon Zeitungen gegeben hätte. Darum bin ich gar nicht so sicher, ob unsere Nachfahren, vielleicht in runden Plasticwohnhüllen hausend, nicht die ausgewogene schlichte Schönheit der Beton-Klassik der Jahrtausendwende bewundern werden. Wir haben ja auch lange über den Jugendstil gelächelt oder gelästert und nehmen ihn jetzt auf einmal ernst, während wir die von der Mehrheit unserer Stimmbürger bewilligten Hochhäuser und Glaskästen zum Teufel wünschen. Kenner sind sich übrigens darin einig, dass das erste von uns als modern bezeichnete Gebäude, das 1936–39 geschaffene Gewerbeschulhaus in der Lorraine, eine Pionierleistung der neuzeitlichen Architektur darstellt. Sein Stil (laienhaft-vereinfachend ausgedrückt: luftig aufgesetzte Kuben mit viel Glas) hat in den letzten Jahrzehnten viele Nachahmer gefunden, bei Schulhäusern, Verwaltungs- und Wohnbauten und Kirchen – ob aus dieser Nachahmung bleibende Kulturwerte entstanden sind, möchte ich, wie schon angedeutet, lieber nicht beurteilen.

Etwas anderes aber, das nichts mit Aesthetik zu tun hat, darf man wohl schon heute beurteilen: die Wohnlichkeit. Es wird ja im Jahre 2551 vermutlich neben den gewöhnlichen Touristen auch Fachleute geben, die bestimmten Fragen nachgehen, z. B. eben der Frage der Wohnlichkeit. Und da kann ich mir das Ergebnis historischer Forschungen schon heute recht lebhaft vorstellen. Im Bern des 18. und 19. Jahrhunderts, wird es heissen, hat man recht bequem gelebt. Die Wohnhäuser waren grosszügig angelegt, schalldicht, im Winter warm, im Sommer kühl, für die Kinder gab es in der Umgebung viel Platz zum Spielen, die Lauben dienten dem freundschaftlichen Verkehr zwischen Nachbarn. Merkwürdigerweise ist man dann, vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, von diesem bewährten Konzept abgekommen. Man begann mehr, dafür aber kleinere Wohnungen in den Häusern unterzubringen, stattete sie zwar mit vielen praktischen Elektroapparaten aus, schränkte aber auch den Lebensraum und damit die Bewegungsfreiheit beträchtlich ein. Statt Küchen gab es fensterlose Kochnischen, Wohn- und Esszimmer wurden zusammengelegt, Schränke hatte es so gut wie keine, Estriche ebenfalls nicht, und die Kinderzimmer waren so klein, dass man sie ständig aufräumen musste, um sich darin überhaupt bewegen zu können. Die Schallisolation wurde völlig vernachlässigt, was den Kontakt zwischen den Hausbewohnern zwar enger, aber nicht angenehmer machte. Die damaligen Berner waren denn auch – wie man das auch der damaligen Literatur entnehmen kann – recht unzufrieden und reizbar.

Ueber die Ursachen dieser Entwicklung der Architektur (ich zitiere immer noch einen imaginären Berichterstatter des dritten Jahrtausends) gibt es verschiedene Ansichten. Gewisse Historiker führen sie auf den damaligen Platzmangel zurück, der die Architekten gezwungen haben soll, in die Höhe zu bauen. Dies mag in einzelnen Fällen zutreffen, erklärt aber keineswegs den geradezu fahrlässigen Lärmschutz. Ueberdies kann es mit der Raumnot nicht so schlimm gewesen sein, denn für viel weniger wichtige Bauten wie Verkehrsanlagen, Parkplätze und sogenannte Supermärkte (Warenmagazine ohne individuelle Bedienung!) scheint immer genug Raum zur Verfügung gestanden zu haben. Wir neigen deshalb eher zur Ansicht, dass solche menschenfeindliche Bauten gegen den Willen ihrer Bewohner von Architekten geplant wurden, die einseitig und ungenügend ausgebildet gewesen sein müssen. Man hatte damals die befremdliche Regelung, dass die Architekten nicht nach einem festen, dem Arbeitsaufwand entsprechenden Tarif bezahlt wurden, sondern dass ihr Honorar sich nach der Höhe der aufzuwendenden Bausumme richtete. Mit andern Worten: Je mehr Wohnungen ein Architekt auf der zur Verfügung stehenden Fläche zusammendrängen konnte, desto höher war sein Honorar! Dass er dabei kaum das Wohl der Bewohner im Auge hatte, lässt sich aus einer Untersuchung über die Wohnorte der damaligen Architekten mit grosser Sicherheit ableiten: höchst selten wohnte einer in einem von ihm geplanten Block; weitaus die meisten lebten in den Barockbauten der inneren Stadt oder in Vorortvillen!

So könnte es vielleicht einmal tönen. Ob zu Recht, mögen diejenigen beurteilen, welche heute in Hochhäusern und Riesenblocks wohnen müssen. Einen Architekten dagegen würde ich nicht fragen – es könnte einer von denen sein, die unter Wohnkomfort nur ihren eigenen verstehen.

**Ein Berner namens Fleury Sam**

war den Regierungsräten gram.
Er hielt die Mannen für Tyrannen,
die nur auf ihren Vorteil sannen
und teuflisch sich daran erfreuten,
die Untertanen auszubeuten.

Der Fleury Sam sprach nur französisch:
jetzt weiss man wohl, warum er bös isch.


**berner oberland**

**ADELBODEN**

Tanken Sie Gesundheit abseits der grossen Strasse. Auf prächtigen Vorsommerwanderungen können sich jung und alt erholen. In Hotels und Ferienwohnungen sind die Preise im Juni besonders günstig.

Verkehrsbüro 3715 Adelboden
Telefon 033/73 22 52



**Die einfachste Zahnpflege**

Sofort nach dem Essen den Mund mit Trybol Kräuter-Mundwasser spülen. Geht schnell und schützt doch wirksam vor Karies.